



Foto: Fotolia / lightpoet

Die Professur zum Greifen nah

Vor mehr als einem Jahrzehnt ist die Juniorprofessur eingeführt worden. Gut 1400 dieser Qualifizierungsstellen gibt es derzeit. Das ist weit weniger, als man damals erhofft hatte. Einige Unis haben sie auch wieder abgeschafft. Zwei von drei jungen Wissenschaftlern, die eine solche Stelle erhalten haben, fühlen sich damit aber auf einem guten Weg.

von Jeannette Goddar

Es gibt Schlagworte, ohne die kommt keine Debatte über den wissenschaftlichen Nachwuchs aus. „Verlässliche Karrierewege“ ist so eins; in aller Regel unmittelbar gefolgt von „Tenure Track“. Dieser gilt seit Jahren als Modell Nummer 1 für die Laufbahn kluger junger Köpfe. Vorbild sind die USA, die es so machen: Ein Postdoc wird zunächst als Assistant Professor eingestellt. Bewährt er sich, steigt er nach einigen Jahren zum Associate Professor und später, wenn er ganz besondere Leistungen erbringt, zum Full Professor auf.

Auch in Deutschland hat der Tenure Track Fuß gefasst. Seit zweieinhalb Jahren können sich zum Beispiel an der TU München Postdoktoranden, die mindestens zwei Jahre internationale Erfahrung vorweisen, für das Programm TUM Faculty Tenure Track bewerben. Soeben wurden die 34. und 35. Assistenzprofessur besetzt. Mehr als 150 Bewerbungen lagen für jede von ihnen auf dem Tisch, darunter je 60 Prozent

von internationalen Bewerbern. Berufen wurden in beiden Fällen Deutsche, die mit dem Modell aus dem Ausland zurückgeworben wurden: Ein Informatiker von der ETH Zürich und ein Mediziner von der Harvard Medical School. „Wir können da wirklich aus dem Vollen schöpfen“, sagt TU-Präsident Prof. Dr. Wolfgang Herrmann, „wir wollten die Besten – und die bekommen wir auch: Begeisterte junge Leute, die wissen, dass sie bei uns bleiben können, wenn sie sich bewähren.“

Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Tenure Track bedeutet nämlich nicht, wie die Debatte zuweilen glauben machen könnte, „garantierte Professur“. Sondern einen Weg, auf dem eine solche für jene zuverlässig erreichbar ist, die entsprechend evaluiert werden. „Null Risiko – das hat es nie gegeben“, kommentiert Wolfgang Herrmann, „was wir bieten, ist ein echter Tenure Track. Das Original, keine Fälschung.“ Und das

bedeutet eben auch: up or out; bleiben oder gehen.

Die TU München ist nicht die erste Uni in Deutschland, die sich auf die Tenure-Spur begibt. Sie ist allerdings mit Abstand die ehrgeizigste: 100 zusätzliche Professuren sollen bis 2020 auf diesem Weg geschaffen werden. Besoldet sind die Stellen mit W2, unter Umständen zuzüglich Zulagen. Das sei unumgänglich, sagt Herrmann, und ist sich in diesem Punkt mit dem Präsidenten der benachbarten Ludwig-Maximilians-Uni, Prof. Dr. Bernd Huber, einig: Anders sei vielversprechender Nachwuchs nicht in die bayerische Landeshauptstadt zu locken. Auch deswegen fiel die Juniorprofessur als Einstieg in eine Tenure-Track-Laufbahn aus: „Unsere zehn Juniorprofessuren haben wir abgeschafft“, sagt Herrmann.

Damit sind die Münchner Universitäten nun doch die Ausnahme. Das Statistische Bundesamt zählt bundesweit mehr als 1400



Wer sich einen Namen machen will, muss präsent sein – auf Konferenzen, in Workshops, mit Vorträgen.

Juniorprofessuren. Das sind weit weniger als die 6000, die die ehemalige Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn (SPD) sich zu Beginn des Jahrtausends vorgestellt hatte. Aber es sind auch weit mehr, als so mancher Abgesang der vergangenen Jahre hat vermuten lassen. Die Juniorprofessur – das wusste auch schon Bulmahn, die sich damit allerdings nicht durchsetzen konnte – steht und fällt damit, ob es gelingt, sie mit einer Perspektive auf eine Professur zu verknüpfen. Insgesamt ist das bisher nicht gelungen; in einer im September veröffentlichten Studie im Auftrag der Hans-Böckler-Stiftung gab lediglich rund jeder Fünfte an, Aussicht auf dauerhafte Beschäftigung zu haben.

Universitäten, die Tenure Track einführen, wenn auch nicht in dem Münchener Umfang, gibt es allerdings; Freiburg und Göttingen gehören schon länger dazu, neuerdings auch Konstanz; die Humboldt-Universität Berlin ist auf dem Weg dorthin.

Dann gibt es noch Universitäten mit einer neuen Interpretation des Tenure Track: Die Universität Bremen zum Beispiel hat einen „kompetitiven Tenure“ erfunden; dort dürfen sich Juniorprofessoren bei Erfolg um eine Professur bewerben – alle anderen aber auch. Ohnehin hat die Deutsche Gesellschaft Juniorprofessur (siehe Interview Seite 34) in einer Umfrage herausgefunden, dass mehr als jeder dritte Tenure Track, der einst zugesichert wurde, bisher nicht eingelöst wird. Alle bisherigen Ansätze – inklusive dem Münchner – eint zudem, dass sie nicht Regelfall, sondern Modell sind. Und: Fast alle Universitäten finanzieren sie – oder können sie nur finanzieren – mit Geldern der Exzellenzinitiative. Die TU München hat zusätzlich noch Stiftungen sowie das bayerische Sonderprogramm „Steigende Studierendenzahlen“ bemüht.

Handlungsbedarf macht auch die von der gewerkschaftsnahen Böckler-Stiftung geförderte erste umfangreiche Studie zur Juniorprofessur deutlich: Von rund 600 Juniorprofessoren, die ein Team des Instituts für Hochschulforschung (HoF) 2012/2013 befragte, zeigten sich drei von vier mit der Planbarkeit und jeder zweite mit der fehlenden Vereinbarkeit von Beruf und Familie unzufrieden. „Die Achillesferse der deutschen Wissenschaft zeigt sich auch an dieser Stelle“, kommentierte die Studienleiterin Dr. Anke Burkhardt bei der Vorstellung der Ergebnisse in Berlin Ende September. Zwei Drittel schätzten dessen ungeachtet ihre Karriereaussichten als gut oder sehr gut ein.

Ansonsten setzt die Untersuchung, an der neben dem HoF das Centrum für Hochschulentwicklung in Gütersloh (CHE) beteiligt war, so manchem (Vor-)Urteil einen Kontrapunkt entgegen. Mehrheitlich zeigten sich die Juniorprofessoren nämlich durchaus zufrieden: Neun von zehn lobten ihre Forschungsfreiheit, acht von zehn ihre Arbeitsaufgaben und -inhalte. Auch mit ihrer Position sind die meisten zufrieden. Auf nicht so viel Begeisterung stößt die W1-Besoldung, die von jedem Zweiten als zu niedrig erachtet wurde.

Ein interessantes Licht werfen die Ergebnisse auch auf die Anerkennung des

neuen Karrierewegs, mit dem Bulmahn die Habilitation einst vollständig hatte ersetzen wollen – dagegen allerdings klagten einige Bundesländer erfolgreich. Unter den im Jahr 2012/13 befragten Juniorprofessoren lehnten vier von zehn ab, nebenbei auch noch ein zweites Buch zu schreiben. Die anderen sechs hatten das je zur Hälfte noch

Die klassische Habilitation hat noch immer den besseren Ruf

nicht entschieden oder waren bereits entschlossen, noch einen zweiten Weg zur Professur anzutreten; letzteres galt vor allem für Geistes- und Sozialwissenschaftler.

In einem zweiten Teil des Forschungsprojekts befragte das CHE in Gütersloh mehr als 600 Professoren sowie ehemalige Juniorprofessoren zu ihrer Sicht auf alte und neue Karrierewege. Dabei kam – wenig überraschend – heraus, dass Menschen ihren eigenen Weg zur Professur in der Regel für den besten halten. „Sowohl die höchsten Erfolgchancen als auch der beste Ruf werden am häufigsten der klassischen Habilitation zugeschrieben“, heißt es in der Studie; der Juniorprofessur haften am ehesten der Ruf des Scheiterns an.

Allerdings: Mehr als acht von zehn, die einmal Juniorprofessoren waren, würden es noch einmal so machen. Übertroffen wurden sie darin nur von ehemaligen Nachwuchsgruppenleitungen, die zu 100 Prozent denselben Weg gehen würden.

Jeannette Goddar ist Journalistin in Berlin.

Internet

Die Studie zum Download:

www.hof.uni-halle.de/projekte/die-juniorprofessur-vergleichende-analyse-traditioneller-und-neuer-qualifizierungswege-des-hochschul-lehrernachwuchses



DAVID GROSS

über die Sorgen und Nöte

JUNGER NACHWUCHSPROFESSOREN

„Wir haben eine zentrale Forderung“

FREIBURG Für Nachwuchswissenschaftler muss in ihrer Laufbahn viel früher klar sein, ob sie eine dauerhafte Perspektive haben. Das will Dr. David Groß. Er ist stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft Juniorprofessur. Der 35-Jährige ist Juniorprofessor für Quantenmechanik an der Universität Freiburg.

duz Herr Groß, laut der ersten großen Studie zur Juniorprofessur müssten Sie ein Verein voller Zufriedener sein: Beinahe neun von zehn Juniorprofessoren würden noch einmal antreten.

Groß Es gibt auch Gründe, zufrieden zu sein – dass Wissenschaftler nun früher selbstständig arbeiten können, ist zum Beispiel ein zentraler Grund. Allerdings hat sich nach unserer Beobachtung die Lage in den letzten Jahren deutlich verschlechtert; uns erreichen immer mehr Klagen. Deswegen haben wir die Studien des Instituts für Hochschulforschung und des Centrum für Hochschulentwicklung – die wir ebenfalls unterstützt haben – im vergangenen Sommer durch eine eigene Umfrage ergänzt. Darin zeigte sich rund jeder Zweite kurz vor dem Ende seiner Juniorprofessur mit seiner persönlichen wie beruflichen Situation unzufrieden. Und zwei von dreien hatten noch keine Stelle in Aussicht.

duz Warum sollte sich die Lage verschlechtern haben?

Groß Ein Grund ist, dass es immer mehr Juniorprofessoren gibt. Ein extremes Beispiel ist die Freie Universität Berlin, dort ist an manchen Fakultäten jeder dritte Professor Juniorprofessor; es ist also schon statistisch unmöglich, dass ein wesentlicher Teil eine dauerhafte Perspektive hat. Es gibt aber auch einen einfacheren Grund, dass unsere Umfrage zu schlechteren Ergebnissen geführt hat. Die Zufriedenheit, das bestätigt auch die Umfrage der Hallenser Hochschulforscher, nimmt im Laufe der Jahre ab – also genau dann, wenn die fehlende Perspektive in den Vordergrund rückt.

duz Nun ist der Präsident der FU Berlin, Prof. Dr. Peter André Alt, nicht der Einzige, der sagt: Für so hoch qualifizierte Menschen ist es keine Zumutung, sich nach sechs Jahren auf eine neue Stelle zu bewerben.

Groß Das kommt aber sehr auf das Fach an. Für Ingenieure oder Naturwissenschaftler ist der Arbeitsmarkt außerhalb der Wissenschaft tatsächlich recht offen. Für einen Historiker, der mit Mitte 40 erstmalig in die Wirtschaft wechseln möchte, sieht die Situation deutlich schlechter aus. Und auch sein Lebenslauf signalisiert einem möglichen Arbeitgeber überdeutlich: Ich wollte eigentlich etwas ganz anderes machen.

duz In der Realität drängt sich dennoch vielen der Eindruck auf: Am Ende klappt es an der Uni.

Groß Unsere Umfrage signalisiert, dass das täuschen könnte. Man darf auch nicht vergessen, dass das durchschnittliche Erstberufungsalter in Deutschland weiterhin bei über 42 Jahren liegt. Die erste feste Stelle bedeutet fast immer einen Umzug in eine neue Stadt, nicht selten in ein neues Land. Wissenschaft benötigt Mobilität – ja, und von 30-Jährigen kann man diese auch erwarten. Zehn Jahre später sind Menschen aber in einer ganz anderen Lebensphase. Nicht zuletzt haben sie häufig eine Familie; es besteht die Gefahr, dass so etwas wie „Abwesenheit von familiärer Bindung“ neben „fachlicher Qualifikation“ zum Kriterium für Erfolg wird. Wollen wir das?

duz Was müsste passieren?

Groß Die Deutsche Gesellschaft Juniorprofessur hat eine zentrale Forderung: Die Entscheidung, ob jemand eine dauerhafte Perspektive hat, muss um zehn Jahre vorverlagert werden.

duz Das klingt bescheiden. Der Wissenschaftsrat will 7500 zusätzliche Professuren; die Junge Akademie fordert, deutsche Professoren sollten auf den Großteil ihrer wissenschaftlichen Mitarbeiter verzichten. Und Sie fordern nur das?

Groß Natürlich wäre es schön, 7500 Professuren zu bekommen. Aber auch ohne zusätzliche Finanzmittel wäre das Problem lösbar. Schon das Verhältnis von Habilitanden zu freiwerdenden Professuren liegt bei 3:1. Rein statistisch haben also zwei keine Chance, zu bleiben. Eine derartige Überproduktion von Wissenschaftlern, die mit Mitte oder Ende 40 aus dem System ausscheiden, wird nicht nur auf dem Rücken des Nachwuchses ausgetragen; sie ist auch finanziell nicht sinnvoll. Die Position der Jungen Akademie ist da übrigens sehr ähnlich. Auch sie argumentiert: Die hohe Anzahl befristeter und abhängiger Mitarbeiter, die einer kleinen Zahl von Professoren zugeordnet sind und selbst gar keine Perspektive auf Dauer hat, ist eine deutsche und nicht wünschenswerte Besonderheit.

duz Wenn es also nicht mehr Professuren gibt, sollen Ihrer Meinung nach auch Mittelbau und Juniorprofessuren zusammengeschnürt werden?

Groß Im Zweifel: Ja. Die Frage ist doch, wem damit geholfen ist, immer mehr Menschen in einen Beruf zu locken, in dem sie mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht bleiben können. ■

Die Fragen stellte Jeannette Goddar.